

Guido Knopp

Hitlers Krieger

in Zusammenarbeit mit Christian Deick,
Friederike Dreykluft, Rudolf Gültner,
Henry Köhler, Jörg Müllner

Dokumentation: Christine Kisler, Silke Schläfer,
Heike Rossel

C. Bertelsmann

2. Auflage
© 1998 by C. Bertelsmann Verlag, München
in der Verlagsgruppe Bertelsmann GmbH
Umschlaggestaltung: Design Team München
Satz: Uhl + Massopust, Aalen

eISBN 978-3-641-11998-0

Inhalt

Vorwort	6
Das Idol	15
<i>Knopp/Gültner</i>	
Der Gehilfe	93
<i>Knopp/Deick</i>	
Der Strategie	157
<i>Knopp/Müllner</i>	
Der Gefangene	227
<i>Knopp/Köhler</i>	
Der Flieger	279
<i>Knopp/Dreykluft</i>	
Der Verschwörer	335
<i>Knopp/Deick</i>	
Literatur	405
Personenregister	409
Bildnachweis	415

Vorwort

»Ich habe geglaubt – ich habe geirrt.« Die späte Reuebekundung von Hitlers Feldmarschall Keitel vor dem Nürnberger Gericht blieb in der Vergangenheitsbewältigung der NS-Militärs einsame Ausnahme. Die meisten hohen Offiziere, die dem Diktator bei seinem Angriffskrieg behilflich waren, beriefen sich auf ihre militärische Gehorsamspflicht und stritten jede persönliche Schuld ab. In einem Nachkriegsdeutschland, das Verdrängen vor Nachfragen stellte, werkelten sie an der Legende von einer sauberen Wehrmacht, die in die Massenmorde des Regimes weder verstrickt noch eingeweiht gewesen sei.

Schon seit den ersten Tagen der Hitler-Diktatur verschlossen viele führende Militärs die Augen vor dem wachsenden Terror der Nazis. Unter der Führung ihrer Generalität war die Wehrmacht seit Beginn des Krieges ein verlässliches Instrument. Im Rausch der ersten Siege hofften viele Offiziere auf Ruhm, Anerkennung, Beförderung und Belohnung. General Becks mahnende Worte, der soldatische Gehorsam der Generäle habe dort »eine Grenze, wo ihr Wissen, ihr Gewissen und ihre Verantwortung die Ausführung eines Befehls« verbieten, waren nur wenige bereit zu akzeptieren. Noch weniger brachten den Mut auf, gegen die eigene verbrecherische Staatsführung aktiv Widerstand zu leisten. Karrierebewußt zogen sich die meisten hohen Militärs auf ihren Aufgabenbereich, auf den traditionellen soldatischen Gehorsam zurück. »Der Mann der Pflicht wird schließlich auch noch dem Teufel gegenüber seine Pflicht erfüllen müssen« – Dietrich Bonhoeffers Prophezeiung sollte sich für die Militärelite Nazi-Deutschlands schauerlich erfüllen.

Selbst im Angesicht der ungeheuren Verbrechen blieb der Widerstand jener Generäle, die der NS-Ideologie reserviert gegenüberstanden, auf einen kleinen Kreis beschränkt. Kein aktiver Feldmarschall unterstützte die Männer des 20. Juli. Erich von Manstein etwa lehnte das Werben der Verschwörer kategorisch ab: »Preußische Feldmarschälle meutern nicht.« Ein verhängnisvolles Zaudern: Nur die hohen Militärs hätten noch die

Macht gehabt, das Hitler-Reich von innen zu stürzen. Moralisch hieß der einzig legitime Ausweg aus der Katastrophe »Hochverrat«.

Ein Teil der Adressaten von Becks Appell an die Verantwortung wurde nach Kriegsende zur Rechenschaft gezogen. General Beck hingegen hielt an seiner Überzeugung fest und mußte dafür mit dem Leben bezahlen. Beide Sachverhalte zeigen freilich auch, daß es »die Generäle« ebensowenig gibt wie »die Wehrmacht«.

Rommel, Keitel, Manstein, Paulus, Udet und Canaris – das sind sechs unterschiedliche Karrieren im Konflikt zwischen Gehorsam und Gewissen, Verdrängung und Protest. Es sind sechs Männer, wie sie unterschiedlicher nicht sein könnten: keine vollends repräsentative Auswahl deutscher Generäle unter Hitler (ja, ein Admiral ist auch dabei), gewiß jedoch sechs aufschlußreiche Lebensläufe, die in ihrer Summe bei der Antwort auf die Frage helfen können, wie es »dazu« kommen konnte. Was brachte diese Offiziere dazu, ihr Geschick in den Dienst eines mörderischen Kriegsherrn zu stellen? Was wußten sie von den Verbrechen des Regimes, wie tief waren sie verstrickt? Bis an welche Grenze reichte ihr Gehorsam?

»Hitler vertraut mir, und das genügt mir«, sagte *Erwin Rommel* einmal. Die NS-Propaganda machte aus ihm einen Mythos, der langlebiger war als das Reich, dem er zeit seines Lebens zu dienen glaubte. Die Legende vom »Wüstenfuchs«, vom genialen Feldherrn im Afrikakrieg, findet bis heute Anhänger bei Freund und Feind. Auf dem Höhepunkt seines Erfolgs ersetzte sein Ruf, wie man glaubte, ganze Divisionen. Zum Dank beförderte Hitler ihn zum jüngsten Feldmarschall der Wehrmacht. Als Offizier war er am Ziel. Als Soldat begann sein Scheitern. Von nun an gab es nur noch Niederlagen.

Doch anders als die meisten Generäle der Wehrmacht hatte Rommel den Mut, Hitler auf die Fehler seiner »Führung« offen anzusprechen. Am 15. Juli 1944 forderte er den Kriegsherrn auf, den Oberbefehl über die Wehrmacht abzugeben. Die Verschwörer des 20. Juli wußten von dieser kritischen Haltung und planten, nach einem erfolgreichen Attentat Rommel zum neuen Befehlshaber der Wehrmacht zu ernennen – freilich ohne zuvor ihren Wunschkandidaten einzuweihen, denn Rommel hätte dem

Tyrannenmord nie zugestimmt. Er hatte bis zum Attentat die wahnwitzige Hoffnung, Hitler zu einem Separatfrieden mit dem Westen überreden zu können. Mehrere Versuche der Widerständler, mit dem Feldmarschall ins Gespräch zu kommen, waren stets an Rommels nie entschiedenem Gewissenskonflikt zwischen soldatischem Eid und treuer Pflichterfüllung auf der einen und militärischer Einsicht auf der anderen Seite gescheitert.

Dennoch geriet er nach dem 20. Juli ins Visier der »Säuberung«. Die Fäden im Hintergrund zog sein alter Intimfeind Martin Bormann, dem der »Lieblingsgeneral des Führers« längst ein Dorn im Auge war. Am 14. Oktober 1944 schickte Hitler zwei Generäle zu seinem vormaligen Günstling, die ihn vor die Wahl stellten: Selbstmord mit anschließendem Staatsbegräbnis oder Verhandlung vor dem Volksgerichtshof mit Sippenhaft für seine Familie. Rommel entschied sich für den »Freitod«.

Nie hat dieser ehrliche Soldat vom Völkermord in seiner ganzen Dimension erfahren. Soldatische Tugenden repräsentierte er in ihrer ausgeprägtesten Form. Subjektiv stand er im Dienste seines Vaterlandes, objektiv im Dienste eines Verbrechers. Rommel saß, wie viele Deutsche, allzu lange allzusehr der Propagandalüge auf, die Hitlers Ziele mit den Interessen Deutschlands für identisch erklärte. Diese Identität zum Schluß als Täuschung erkannt zu haben, war der Anfang einer Läuterung, die unvollendet bleiben mußte. »Sekundäre Tugenden wie Gehorsam, Disziplin und Tapferkeit sind wunderbar«, sagt heute sein Sohn Manfred, »solange sie einer primären Tugend dienen: der Menschenliebe oder der Wahrheit.« Das war hier nicht der Fall, und darin liegt die Tragik Erwin Rommels.

Anders sieht es aus im Falle *Wilhelm Keitel*. Er war der Prototyp des willfährigen Soldaten im Dienste des Diktators. Sein Gehorsam kannte keine Grenzen. »Wenn ein Befehl gegeben war, dann handelte ich nach meiner Auffassung pflichtgemäß, ohne mich durch die möglichen, aber nicht immer erkennbaren Auswirkungen beirren zu lassen«, erklärte Keitel nach dem Krieg. Die devote Haltung gegenüber Hitler trug ihm den Spottnamen »Lakeitel« ein; wie eine Glucke hielt er jene wenigen Beherzten, die dem Diktator noch entgentreten wollten, von ihm fern.

Doch der Feldmarschall war mehr als nur eine ordensgeschmückte Marionette: Schon in den dreißiger Jahren betrieb er

an zentraler Stelle die geheime Wiederaufrüstung der Reichswehr, die Hitlers Angriffskriege erst ermöglichte. Als Chef des Oberkommandos der Wehrmacht war er die Schlüsselfigur für die Verstrickung der Soldaten in das mörderische Treiben des Regimes. Die von ihm unterzeichneten Terrorbefehle – besonders für den Feldzug gegen die Sowjetunion – ebneten den Weg zu ungezählten Kriegsverbrechen. Der berühmte »Kommissarbefehl« trägt Keitels Unterschrift, ebenso die Weisung zur Überstellung von über 10000 regulären Soldaten an den SD als »Verstärkung« für die Ausführung des Massenmords. Der Hunger- und Seuchentod von über drei Millionen sowjetischen Kriegsgefangenen wurde von ihm mit der Bemerkung, es handle sich eben um »eine Auseinandersetzung von Weltanschauungen«, billigend in Kauf genommen. In den letzten Kriegswochen kostete sein Auftrag an die Truppe, Deserteure ohne Verfahren sofort »umzulegen«, noch Tausende, meist junge, Menschenleben. Daß gerade er die bedingungslose Kapitulation des Hitler-Reiches in Berlin unterzeichnen mußte, haben Beobachter als »Zynismus der Geschichte« empfunden. Und noch immer pflegte er mit Marschallstab und Monokel die Attitüde des preußischen Militärs, der nur für seine »Pflichterfüllung« gelebt habe.

Doch mit seiner Willfährigkeit und seinem grenzenlosen Gehorsam war Keitel nicht nur ein Produkt des Systems, sondern erfüllte für dessen reibungsloses Funktionieren auch die wichtigste Voraussetzung: die Überwindung von Skrupeln und Bedenken zugunsten der bedingungslosen Ausführung des »Führer«-Willens.

Keitels Reue vor den Richtern in Nürnberg, sein Geständnis, »geglaubt und geirrt« zu haben, kam zu spät und wirkte angesichts des ungeheuren Unrechts ebenso naiv wie zynisch. Seinen letzten Wunsch, wie ein Soldat erschossen zu werden, lehnten die Richter ab. Am 16. Oktober 1946 wurde er gehängt.

Erich von Manstein überlebte den Krieg. Für Hitler war er der »klügste Kopf« unter seinen Generälen; für die Alliierten ihr »gefährlichster Gegner«. Sein Leben steht stellvertretend für die meisten jener preußisch-konservativen Generäle, die gegenüber dem Nationalsozialismus kritische Distanz wahrten – und doch als willige Werkzeuge Hitlers erbarmungslosen Krieg vollstreckten. Erich von Manstein entwickelte den Operationsplan für den Frankreichfeldzug 1940 und begründete damit

seinen Ruf als »militärisches Genie«. Führende Generäle hatten sich gegen Mansteins riskante Idee ausgesprochen. Nur Hitler hatte auf dem »Sichelschnittplan« beharrt, der zum größten militärischen Triumph seiner Karriere führte – dem Sieg über Frankreich. Nach dem Überfall auf die Sowjetunion eroberte Manstein mit der Elften Armee die Krim, nahm mit Sewastopol Stalins stärkste Festung. Inzwischen zum Feldmarschall befördert, gelang es ihm jedoch nicht, den sowjetischen Ring um die Sechste Armee zu sprengen. Den von Manstein geforderten Ausbruchbefehl verweigerte Hitler, das Schicksal der mehr als 250 000 Soldaten im Kessel war damit besiegelt. Nach Stalingrad hoffte Manstein auf ein militärisches Remis – für Hitler undenkbar. Dieser setzte Manstein im März 1944 nach heftigen Meinungsverschiedenheiten über die Kriegführung im Osten als Befehlshaber der Heeresgruppe Süd ab. Der Strategie wurde nicht mehr verwendet.

Die Versuche des militärischen Widerstands, Manstein als Kombattanten zu gewinnen, quittierte der Feldmarschall mit dem Satz: »Preußische Feldmarschälle meutern nicht.« Tief in Preußens Tradition verwurzelt, fühlte er sich bis zuletzt dem beideten Gehorsam verpflichtet. Er widersprach Hitler in militärischen Fragen, doch der Tyrannenmord blieb für ihn ein Tabu. Sich selbst sah er stets als »unpolitischen Soldaten«, der tat, was er am besten konnte: Krieg führen, ohne zu erkennen, welche verbrecherischen Ziele Hitler verfolgte. Am Ende standen die Katastrophe und seine eigene Erkenntnis, »nach Herkunft und Erziehung auf die Herausforderung der Hitler-Diktatur nicht vorbereitet« gewesen zu sein. Von einem britischen Militärgericht wurde Manstein 1949 in Hamburg zu 18 Jahren Haft verurteilt. Doch er verbüßte nur einen Teil seiner Strafe. Im Mai 1953 wurde er nach Protesten von Churchill und Montgomery aus gesundheitlichen Gründen entlassen und stellte sich beim Aufbau der Bundeswehr als willkommener und sachkundiger Berater zur Verfügung.

Manstein war ein Könnler am Kartentisch, doch kein politisch denkender Strategie. Hitlers Wesen, seine wahren Ziele nicht erkannt zu haben, seine Fähigkeiten in die Dienste eines Verbrechers gestellt zu haben im Glauben, dem Vaterland zu dienen – darin bestand Mansteins Beitrag zum Untergang jenes Deutschlands, das er als Feldherr glaubte bewahren zu können. Er war ein genialer Soldat – nicht weniger, aber auch nicht mehr.

Das galt ebenso für *Friedrich Paulus*. Untrennbar verbindet sich sein Name mit der verheerenden Niederlage von Stalingrad. Als Befehlshaber der Sechsten Armee hatte er im Kessel der Wolgastadt keine Chance gegen die Übermacht der Roten Armee. Tag für Tag schmolz die Verpflegung der Eingeschlossenen zusammen, Tag für Tag wuchs die Distanz zur deutschen Front. Dennoch gelang es den abgekämpften Verbänden, über Wochen hinweg insgesamt acht sowjetische Heeresarmeen und eine Luftarmee zu binden. Das ermöglichte den Rückzug der im Kaukasus agierenden deutschen Heeresgruppe A.

Doch die Lage der mehr als 250 000 deutschen Soldaten war hoffnungslos. Alle Versuche, Hitler den Befehl abzurufen, endlich den Kessel zu räumen und mit seinen Truppen nach Westen auszubrechen, scheiterten. Der Diktator war fest entschlossen, die Sechste Armee lieber zu opfern, als Stalingrad, die Stadt, die den Namen seines wichtigsten Kriegsgegners trug, freiwillig preiszugeben. An die Eingekesselten funkte er einen zynischen Dank für ihren »Beitrag zur Rettung des Abendlandes«. Paulus wußte, daß seine Ernennung zum Feldmarschall kurz vor dem Ende im Kessel der Befehl zum Freitod war. Doch dieser Aufforderung seines Kriegsherrn kam er nicht nach: Paulus ging in Gefangenschaft. Erst in der Stunde der Niederlage verweigerte er den Gehorsam – und teilte das Schicksal seiner Soldaten. Am 31. Januar 1943 begab er sich als erster Feldmarschall der deutschen Kriegsgeschichte in die Gefangenschaft des Feindes.

Die Ereignisse von Stalingrad sind in unzähligen Publikationen und Filmen behandelt worden, die Biographie von Friedrich Paulus vor und nach Stalingrad blieb weitgehend im dunkeln. Er arbeitete den Angriffsplan auf die Sowjetunion aus. Er forderte als Galionsfigur des »Nationalkomitees Freies Deutschland« seine Kameraden von einst auf, überzulaufen. Er sagte in Nürnberg als Zeuge der Anklage gegen seine früheren Dienstvorgesetzten aus. Dennoch blieb er bis 1953 Kriegsgefangener der Sowjetunion – als bedeutendste Kriegstrophäe Stalins. Sein Entschluß, in der DDR zu bleiben, bot im Kalten Krieg beiden deutschen Staaten ausreichend Material für eine Propagandaschlacht. So wurde Paulus, der stets der unpolitische Militär und Generalstäbler sein wollte, zum zweiten Mal ungewollt zum Gegenstand der Propaganda. Daran zerbrach er. Vier Jahre nach seiner Freilassung starb er in Dresden – am 1. Februar 1957, dem 14. Jahrestag der Niederlage von Stalingrad.

Diese Niederlage hat *Ernst Udet* nicht mehr erleben müssen. Er sagte von sich: »Man muß um der Fliegerei willen auch mal mit dem Teufel paktieren. Man darf sich nur nicht von ihm fressen lassen.« Als Vorlage für Carl Zuckmayers Romanfigur Harras in »Des Teufels General« blieb sein Schicksal im Nachkriegsdeutschland in Erinnerung. Doch die schriftstellerische Freiheit des Autors verstellte den Blick auf den »echten« Udet. Dem Regime war sein Ruhm als erfolgreicher Jagdflieger des Ersten Weltkriegs und als Darsteller in Fliegerfilmen willkommene Propagandamunition für den Aufbau der NS-Luftwaffe. Hermann Göring selbst beförderte ihn aus der Pilotenkanzel an den Schreibtisch des »Generalluftzeugmeisters«, wo er mithalf, die Aufrüstung für Hitlers Aggressionspläne zu koordinieren. Die Erfolge der deutschen Luftwaffe während der »Blitzkriege« ließen auch bei Udet den Glauben an die Unbesiegbarkeit der deutschen Bomber und Jäger entstehen. Doch in Görings Luftfahrtministerium war er der falsche Mann am falschen Platz. Der begnadete Flieger entpuppte sich als ein schlechter Bürokrat. »Hitler betrachtete Udet zu Recht als einen der größten deutschen Flieger, zu Unrecht als einen der besten Luftfahrttechniker«, sagte sein Konkurrent Erhard Milch. Überfordert von seinem ständig wachsenden Aufgabenbereich, zerrieben im Streit mit Mitarbeitern und Vorgesetzten, erschöpft von unerfüllbaren Vorgaben, blieb er allein mit seinen Entscheidungen, die sich als fatal erweisen sollten.

Häufiger als im Büro sah man den Lebemann und Schürzenjäger in den Berliner Bars. Auf Partys und Parteiempfangen stand er stets im Mittelpunkt, bekannt für seine zahlreichen Affären und Alkoholeskapaden. Die Berliner Gesellschaft liebte den talentierten Karikaturenzeichner und originellen Unterhalter. Und er genoß seine Popularität in vollen Zügen.

Das Debakel der Luftwaffe gegen die britische Royal Air Force zerstörte die Illusion von der Unbezwingbarkeit der deutschen Flieger und legte katastrophale Planungsschläppen bloß. Luftwaffenchef Göring stempelte den »Generalluftzeugmeister« zum Sündenbock und ließ ihn fallen. Am 17. November 1941 nahm sich Ernst Udet das Leben. An der Wand seines Schlafzimmers hatte er zum Abschied bittere Anklagen gegen seine Konkurrenten im Luftfahrtministerium hinterlassen. An Hermann Göring richtete sich der letzte Satz: »Eiserner, Du hast mich verraten.« Das Regime vertuschte den Selbstmord, ließ

vermelden, Udet sei bei einem Testflug abgestürzt, und inszenierte ein pompöses Staatsbegräbnis. Göring heuchelte mit brüchiger Stimme, er habe seinen besten Freund verloren.

Ernst Udet war kein Widerständler wie Zuckmayers Flieger Harras. Der Selbstmord war nicht die Konsequenz der Einsicht in den verbrecherischen Charakter des Regimes. Seine Gegnerschaft erschöpfte sich in Kalauern und Kasinosprüchen. Jahrelanger Alkohol- und Drogenmißbrauch hatten ihn zu einem leichten Opfer seiner intriganten Gegenspieler gemacht. Vom strahlenden Fliegerhelden der NS-Propaganda war nur der schöne Schein geblieben.

Ob Udet sah, wohin das Regime steuerte, hat er seine Umgebung nie spüren lassen. Vielleicht seine Zweifel, sicher aber sein berufliches und privates Scheitern versteckte er hinter der Maske des fröhlichen Trinkers, bis er körperlich und geistig so zerrüttet war, daß er keinen anderen Ausweg mehr sah als den theatralischen Abgang von der Bühne, die er sich selbst gewählt hatte.

Wilhelm Canaris hatte keine Gelegenheit zum Selbstmord; das Regime, dem er diente, richtete ihn hin. Sein Spionageapparat galt als Hitlers »Wunderwaffe« an der unsichtbaren Front der geheimen Dienste. Aufgrund seiner Kontakte zu den Verschwörern gegen das Hitler-Regime und seiner Ermordung im Konzentrationslager wurde er zum Mythos des militärischen Widerstands: Der Chef des Amtes Ausland/Abwehr war ein Meister der Tarnung und des Doppelspiels. Seine Spione bereiteten diskret und effizient den Weg zu Hitlers Angriffskriegen, während er selbst die Beseitigung seines obersten Dienstherrn vorantrieb. Seine Mitarbeiter hielt Canaris zur engen Zusammenarbeit mit der Geheimen Staatspolizei an, während er selbst unter dem Deckmantel der Agententätigkeit die Flucht politisch Verfolgter ins Ausland organisierte.

Besonders sein von Haßliebe geprägtes Verhältnis zum berüchtigten Chef des Sicherheitsdienstes, Reinhard Heydrich, symbolisierte das gefährliche Spiel des Admirals: Während sich Agenten der »Abwehr« und die Rivalen aus Heydrichs SS-Sicherheitshauptamt hinter den Kulissen bis aufs Messer bekämpften, pflegten die beiden Chefs bei Hausmusik und gemeinsamen Ausritten ihre jahrelange private »Freundschaft«.

Wie sehr muß man Hitlers Helfer sein, um Hitlers Gegner

bleiben zu können? Canaris hat als Vorgesetzter der Geheimen Feldpolizei Verantwortung für deren Beteiligung an Verbrechen im Rücken der Ostfront übernommen und gleichzeitig als »Schutzengel« der Widerständler um Hans Oster und Hans von Dohnanyi deren Umsturzpläne entscheidend gefördert.

Pannen in der Spionageabwehr gaben Anfang 1944 den Anlaß, den ohnehin schon verdächtigen Canaris kaltzustellen und auf einen unbedeutenden Posten abzuschieben. Nach dem Attentat auf Hitler am 20. Juli 1944 wurde der Admiral verhaftet und schließlich ins KZ Flossenbürg gebracht. Nur wenige Tage vor Kriegsende ermordete ihn ein SS-Kommando.

Erst ganz am Ende hatte sich Canaris in seinen Verhören zum Widerstand bekannt. Seit seiner Ernennung zum Geheimdienstchef hatte er vermieden, sich jemals ganz festlegen zu müssen. Nun tat er es und verhalf sich endlich zur Erlösung. Er hatte versucht, auf allen Klaviaturen gleichzeitig zu spielen und sich damit heillos zwischen Gehorsam und Moral, zwischen Patriotismus und Humanität verheddert. Dem Guten und dem Bösen gleichzeitig zu dienen – in dieser Zwangslage hat sich Canaris aufgegeben. Ohne ihn wären viele Menschen nicht gerettet worden; unter seinem Kommando sind allzu viele gestorben. Welche Alternativen hätte er gehabt? Mehr Heldenmut, wie ihn sein Freund Oster besaß, hätte ein früheres Ende bedeutet. Canaris ist auf dem Posten geblieben – auch um den Preis, sich bis an die Grenzen der Unmoral zu verbiegen. Er und viele andere Konservative verstanden das als Dienst am Vaterland, nicht als Hilfe für Hitler. Bis zuletzt blieb dies ihr Irrtum.

Allen, die an diesem Buch beteiligt waren, gilt mein Dank: den Autoren Christian Deick, Friederike Dreykluft, Rudolf Gültner, Henry Köhler und Jörg Müllner, den Dokumentaristen Silke Schläfer, Christine Kisler, Heike Rossel; den Fachberatern Ralf Georg Reuth, Winfried Meyer, Sönke Neitzel, Torsten Dietrich und Armand von Ishoven. Vor allem aber danke ich meinem Lektor Johannes Jacob, dessen Sensibilität und Kompetenz auch dieses Buch erst möglich machten.

Das Idol

Vergießt Schweiß – aber kein Blut

Mut ist, daß man die Angst überwindet

Die deutsche Wehrmacht ist das Schwert der neuen deutschen Weltanschauung

Der Führer weiß genau, was für uns das Richtige ist

Hitler vertraut mir, und das genügt mir

Dieser pathologische Lügner ist nunmehr völlig wahnsinnig geworden, seinen wahren Sadismus hat er gegen die Männer des 20. Juli gerichtet, und wir sind noch nicht am Ende!

Der Krieg ist so gut wie verloren!

Der tote Hitler ist gefährlicher als der lebende

Ich bin mir keiner Schuld bewußt. Ich war an keinem Verbrechen beteiligt. Ich habe nur meinem Vaterland gedient, mein ganzes Leben lang

Rommel

Rommel, Rommel, Rommel, Rommel! Zählt denn etwas anderes, als ihn zu schlagen?

Winston Churchill

Deutschland hatte viele rücksichtslos tüchtige Generäle hervorgebracht. Rommel war von anderem Schlag. Er hob sich über sie hinaus.

*Sir Claude Auchinleck,
Oberbefehlshaber der britischen Mittelost-Streitkräfte*

Mit mir verfolgt das deutsche Volk in gläubigem Vertrauen auf Ihre Führerpersönlichkeit und auf die Tapferkeit der Ihnen unterstellten deutsch-italienischen Truppen den heldenhaften Abwehrkampf in Italien.

Hitler

Ich selbst hielt Rommel für einen sehr eitlen Menschen, der sich mit Wonne von früh bis spät fotografieren ließ. Solche eitlen Menschen sind aber erfahrungsgemäß nie die tüchtigsten Menschen, denn ein wirklich tüchtiger Mensch hat es nicht nötig, sich fortgesetzt vor die Kamera zu schieben.

Martin Bormann, Sekretär des »Führers«

Mein Vater war eigentlich ein sehr warmherziger Mensch. Das alles war nur unter einer harten Schale verborgen. Er hat sehr gelitten, wenn Leute, die er kannte, fielen oder verwundet wurden.

Manfred Rommel

Rückblickend ist Rommel eine der arrogantesten Offiziersgestalten gewesen, die mir im Leben begegnet sind. Das drückte sich besonders in seinem Verhalten gegenüber kleineren Leuten aus.

Baldur von Schirach

Rommel ist ein »Wölfchen«, kein Fuchs.

Gerd von Rundstedt, Oberbefehlshaber West

Mein Mann ist der größte Optimist. Wenn er irgendwo einen hellen Schein sieht, dann geht er auf ihn zu. Aber wenn er ihn nicht sieht und urteilt, dann ist sein Urteil auch richtig.

Lucie Rommel

Wer in den Bann seiner Persönlichkeit kam, wurde Soldat. Er besaß trotz größter Strapazen scheinbar unerschöpfliche Kraft und Frische, eine Einfühlungsfähigkeit in das Wesen seines Gegners und seine mutmaßliche Reaktion. Seine Planungen waren sehr überraschend, intuitiv, spontan und nicht ohne weiteres durchsichtig.

Theodor Werner, späterer Ordonnanzoffizier von Rommel

Rommels charakteristische Fehler lassen ihn als eine besonders unerfreuliche Erscheinung hervortreten, mit der aber niemand in Konflikt geraten will wegen der brutalen Methoden und wegen der Stützung an oberster Stelle.

Franz Halder, Generalstabschef des Heeres

Mag sein, daß Rommel kein großer Stratege war. Doch er war bestimmt in der ganzen deutschen Armee der beste Mann für den Wüstenkrieg.

General Fritz Bayerlein

Es gibt keinen Zweifel, daß Rommel große Erwartungen an Hitler stellte und sich dann in diesen Erwartungen schmäzlich getäuscht sah. Genauso steht es für mich außer Zweifel, daß Hitler große Erwartungen in Rommel setzte und sich ebenfalls in diesen Erwartungen nachher getäuscht sah.

Meinhard Glanz, General a. D., deutsches Afrikakorps

Es ist mit Rommel schwierig, weil er sich nur ungern unterstellt. Er ist in Afrika sehr selbständig gewesen.

Wilhelm Keitel

Rommels Widerstand gegen die Hitler-Tyrannei, der ihn das Leben kostete, betrachte ich als ein zusätzliches Ruhmesblatt.

Winston Churchill

Der Führer wollte sein Ansehen vor dem deutschen Volke nicht herabsetzen und gab ihm daher die Chance des Freitodes mittels einer Giftpille, die ihm unterwegs von einem der beiden Generale gegeben wurde. Sie wirkte innerhalb von drei Sekunden tödlich. Für den Fall einer Weigerung werde er sofort verhaftet und in Berlin vor den Volksgerichtshof gestellt. Mein Vater hat den Freitod vorgezogen.

Manfred Rommel

Ich möchte nochmals feststellen, daß mein Mann nicht an den Vorbereitungen oder den Ausführungen des 20. Juli beteiligt war, da er als Soldat ablehnte, diesen Weg zu beschreiten. Er war während seiner Laufbahn immer Soldat und nie Politiker.

Lucie Rommel

Das Ambiente im Berliner Propagandaministerium entsprach nicht dem üblichen Nazi-Pomp. Statt weißen Marmors war da nur eine weißgetünchte Wand, die Insignien des »Dritten Reiches« fehlten völlig. Keine Fahnen, keine Fackelträger, keine Lichterdome, nur ein Scheinwerfer, der für den übergroßen Schatten sorgte, den der Hauptdarsteller warf.

Der Mann wirkte wie ein Inbegriff des deutschen Soldaten: blond und blauäugig, dem Ideal der Zeit entsprechend, mit markanten Gesichtszügen, als hätte sie Arno Breker, der Bildhauer des »Führers«, idealtypisch in Stein gemeißelt. Doch nicht deshalb war er zum meistgefilmten General der Wehrmacht avanciert. Der siegreiche Heerführer, der nun vor laufender Kamera sein ganzes Charisma zur Geltung bringen sollte, paßte ideal in die Schablone der Goebbels-Propaganda: Frontoffizier im Ersten Weltkrieg, als einer von wenigen Heereskommandanten mit dem höchsten Orden des kaiserlichen Deutschland, »Pour le mérite«, ausgezeichnet – ein Draufgänger, der Unmögliches möglich gemacht hatte. Da stand der Mann, den Hitler als »einen der besten deutschen Heerführer« gepriesen hatte – und er sagte, was die NS-Führung so gerne hörte, sprach von einem »Sieg gegen eine Übermacht«, davon, wie trotz »größter Schwierigkeiten der Auftrag erfüllt« wurde. »Entscheidend ist der Wille zum Sieg«, hieß sein Credo – und darin konnte ihn keiner übertreffen.

Goebbels hatte ihn für ein völlig neues Projekt auserkoren: Für die Nachwelt galt es die Erfolge der deutschen Wehrmacht festzuhalten, die unter dem Kommando des obersten Befehlshabers Adolf Hitler vom Nordkap bis nach Nordafrika, vom Atlantik bis zur Wolga den Kontinent beherrschte. Der Lautsprecher des »Führers« hatte eine Porträtreihe mit den siegreichen Generälen in Auftrag gegeben, Hitlers Helden sollten dem deutschen Volk die Leistungen der nationalsozialistischen Krieger vor Augen führen. Und der Mann, mit dem im späten Frühjahr 1943 die Dreharbeiten begannen, schien dafür besonders

geeignet: Erwin Rommel, der Sieger von Tobruk, der Held von Afrika, der »Wüstenfuchs«. Kein Heerführer genoß zu diesem Zeitpunkt ein solch hohes Ansehen. Hitler hatte seinen »Lieblingsgeneral« gefördert und wollte nun seinerseits von dessen Erfolgen profitieren. Goebbels' Propagandamaschine hatte Rommel in den Berichten der deutschen *Wochenschau* zum Idol erkoren. Nun nutzten die Nazis ihren Helden, und dieser ließ sich benutzen. Politisch war Rommel naiv. Politik bedeutete für ihn Dienst am Vaterland. Und da der »Führer« dieses Vaterlandes Hitler hieß, waren »Führer, Volk und Vaterland« für Rommel eins.

Und doch macht dieses Szenario auch das Dilemma der Person des Feldmarschalls Erwin Rommel deutlich: Trotz aller Kameraerfahrung wirkte er unsicher, sprach wie ein Schauspielerschüler, der zwar seinen Text kannte, aber keine Vorstellung davon hatte, was sein Lehrer von ihm erwartete. Um Zustimmung heischend, schien er nach seinem unsichtbaren Mentor hinter der Kamera zu suchen, fragend: War es so richtig? Hier sprach ein General, der von der militärischen Notwendigkeit seines Tuns überzeugt war – und der sich keine Gedanken über die Folgen seiner Siege machte. Die Frage »Haben Sie gedient?« hätte er arglos mit einem »Ja, ich habe gedient und diene noch immer« beantwortet. Wem der aus tiefster Seele überzeugte Soldat zu Diensten war, blieb ausgespart. Im Schlußwort seines Buches *»Infanterie greift an«* schreibt Rommel: »Im Westen, Osten und Süden ruhen die deutschen Schützen, die den Weg treuester Pflichterfüllung für Volk und Heimat bis zum bitteren Ende gegangen sind. Stets mahnen sie uns Überlebende und die kommenden Geschlechter, ihnen nicht nachzustehen, wenn es gilt, Opfer zu bringen für Deutschland.« Pflichtbewußtsein und Opferbereitschaft, Tapferkeit und Patriotismus – hier finden sich die Leitbegriffe, an denen er sein Tun ausrichtete. Hier finden sich die Schlüsselworte zum Verständnis seines Handelns – Worte, die Leistung und Tragik einer hervorragenden Gestalt deutschen Soldatentums erklären können.

Dem Jungen, der am 15. November 1891 in Heidenheim an der Brenz als Sohn des Schullehrers und späteren Rektors Erwin Rommel zur Welt kam, war die Karriere eines Berufsoffiziers nicht in die Wiege gelegt. Eine nennenswerte militärische Tradition gab es in der Familie nicht. Wo Standesdünkel das Bewußt-

sein des Offizierskorps prägte, ist es keine gute Ausgangslage für den Aufstieg an die militärische Spitze, wenn man dem schwäbischen Bildungsbürgertum entstammt. Auch die körperlichen Voraussetzungen schienen für eine soldatische Laufbahn wenig geeignet. Als Kind war der Junge Erwin klein und blaß. Seine schulischen Leistungen am Realgymnasium entsprachen dem Durchschnitt, besondere Begabungen bewies er allenfalls auf mathematischem Gebiet, die schönen Künste interessierten ihn kaum. Sein Berufsziel war Flugzeugingenieur, sein angestrebter Arbeitsplatz die Zeppelinwerke am Bodensee. Doch der Vater hatte andere Vorstellungen vom Lebensweg seines Ältesten: Der Sohn sollte Offizier werden. Erwin gehorchte. Aber sowohl die Artillerie als auch die Pioniere lehnten den schwächlichen jungen Mann ab. Ebenso gehorsam wie hartnäckig bewarb sich Erwin Rommel junior ein drittes Mal – und hatte letztlich Erfolg: Am 19. Juli 1910 trat er als Fahnenjunker in das Infanterieregiment König Wilhelm I. Nr. 124 der württembergischen Armee ein. Während eines Kriegsschullehrgangs an der Königlichen Kadettenschule in Danzig lernte er 1911 die Rektorentochter Lucie-Maria Mollin kennen, die er fünf Jahre später heiratete.

Seine militärische Laufbahn begann vielversprechend. Im Januar 1912 wurde er zum Leutnant befördert und kehrte zu seinem Heimatregiment nach Weingarten zurück, wo er Rekruten ausbildete. Für kurze Zeit wurde er zum Feldartillerie-Regiment Nr. 49 nach Ulm abkommandiert. Als der Krieg ausbrach, erlag auch der überzeugte Soldat Rommel der allgemeinen Begeisterung. »Endlich ist es soweit«, schrieb er an seine Braut. Der junge Offizier erlebte in Belgien und Nordfrankreich seine ersten Fronteinsätze. Schon im September erhielt er das Eiserne Kreuz zweiter Klasse, dann als erster Soldat seiner Division im Januar 1915 das Eiserne Kreuz erster Klasse und die Beförderung zum Oberleutnant. Mit 25 Jahren wurde er als Kompanieführer beim Württembergischen Gebirgsbataillon zum ersten Mal mit Führungsaufgaben betraut. Die kaiserliche Armee schickte den ehrgeizigen Kompaniechef auf den Balkan. Hatte Rommel in Frankreich den Stellungskrieg erlebt, so sammelte er an der rumänischen Front im Kampf gegen die Russen erste Erfahrungen in Bewegungskrieg. 1917 nahm er in Italien an der Isonzofront am Kampf um den Monte Matajur, eine als uneinnehmbar geltende Befestigung, teil. Immer deutlicher zeigte sich das Talent des jungen Offiziers, der es verstand, seine Soldaten



»Schwäbischer Dick-schädel...«
Generalfeld-
marschall Er-
win Rommel
1942/43.

Daß ich nun »Feldmarschall« geworden bin, ist mir wie ein Traum... Dir und Manfred herzlichen Gruß und Kuß von Eurem Feldmarschall.

Rommel, Brief an seine Frau, 23. Juni 1942

zu motivieren, und der sich auf hervorragende Weise an die jeweiligen Gegebenheiten anpassen konnte.

Erstmals führte Rommel einen Krieg auf eigene Faust; wenn es die Situation erforderte, kümmerte er sich nicht um die ursprünglichen Befehle, sondern tat, was er militärisch für notwendig hielt. Der Erfolg gab ihm recht. War ihm bei der Erstürmung des Monte Kuk die verdiente Auszeichnung versagt geblieben – aufgrund einer Falschmeldung hatte man Leutnant Ferdinand Schörner, im Zweiten Weltkrieg gleichfalls Feldmarschall, mit dem Orden ausgezeichnet –, so erhielt er Ende Dezember 1917 doch noch den begehrten »Pour le mérite« für die Erstürmung des Monte Matajur. Rommel war sich der Besonderheit des »Blauen Max« bewußt: »Es ist eine für die damalige Zeit unerhörte Auszeichnung für ein Bataillon«, notierte er später.

Er selbst empfand die Ehrung als durchaus gerecht, denn übertriebene Bescheidenheit war seine Sache nicht: »Als junger Mann wußte ich schon, wie man eine Armee führt«, erklärte er Jahrzehnte später seinem Sohn Manfred. Der ehrgeizige Offizier strotzte vor Selbstbewußtsein – und er hatte allen Grund dazu. Schon in den Kämpfen an den verschiedenen Frontabschnitten während des Ersten Weltkriegs hatte Rommel bewiesen, was ihn später auszeichnen sollte: Sturheit, Kriegslust, Ehrgeiz, Eigeninitiative, Ignorieren von Befehlen höherer Dienstgrade. Vom unmittelbaren Fronteinsatz wurde er im Januar 1918 zum Stabsdienst beim Generalkommando 64 abkommandiert. Noch vor Kriegsende erfolgte im Oktober seine Beförderung zum Hauptmann.

Die Kapitulation des kaiserlichen Deutschland stellte den Kriegsheimkehrer Erwin Rommel vor die gleichen Sinnfragen wie viele andere Soldaten. Die bisherigen Autoritäten existierten nicht mehr, der Kaiser hatte abgedankt, die alten Eliten abgewirtschaftet. Im Innern war die Einheit Deutschlands durch separatistische Bewegungen, von außen durch die Politik der Siegerstaaten gefährdet. Wie die meisten Deutschen wünschte er sich in den Jahren nach der Niederlage nichts sehnlicher, als daß die Fesseln des Versailler Vertrages beseitigt würden – »von wem auch immer«. Mit der alten Ordnung waren auch Ruhe und innerer Friede verschwunden. Es herrschten Revolution und Chaos. Hunger und Kälte bedrohten das Leben von Menschen, die sich bislang um große Politik wenig geschert hatten.



»Er soll Offi-
zier wer-
den...«
Die Eltern
Erwin Rom-
mels.

... sparsam, zuverlässig und im Turnen gewandt.

Empfehlung des Vaters an die württembergische Armee 1910

In unserer Familie war niemand in der NSDAP.

Manfred Rommel

Mein Vater hat ein um das Hochdeutsche bemühtes Schwäbisch gesprochen. Zu Hause oder wenn er sich geärgert hat, was häufig vorkam, ist er wieder ins Schwäbische verfallen. Normal hat er sich aber bemüht, hochdeutsch zu reden.

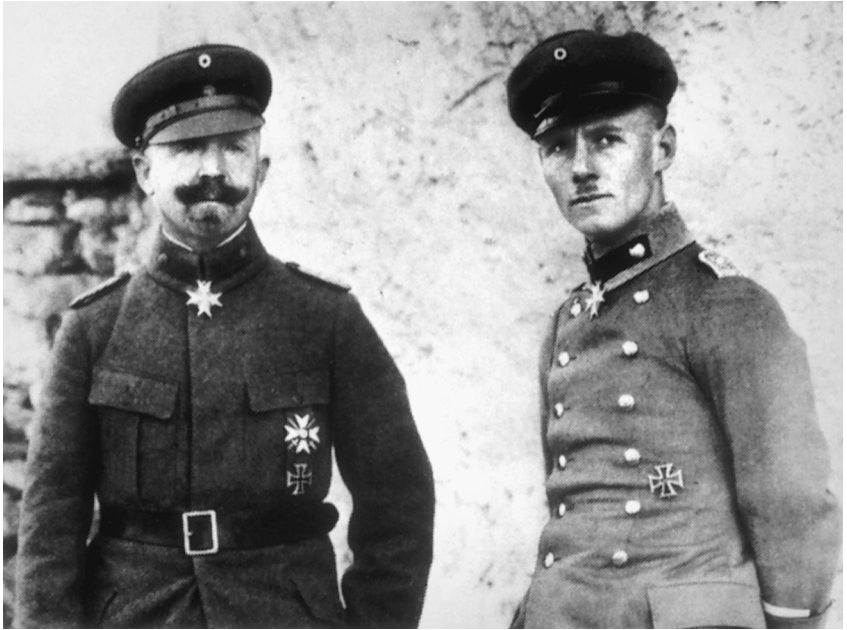
Manfred Rommel

Erwin Rommel blieb das Glück treu. Der gelernte Soldat gehörte zu den knapp 100 000 Mann, welche die Siegermächte der neuen deutschen Republik als Streitmacht zugestanden hatten. Der junge Hauptmann Rommel, der sich im Fronteinsatz als »Experte für Nahkampf« einen Namen gemacht hatte, fand auch in der drastisch reduzierten Reichswehr der Weimarer Republik seinen Platz. 1921 wurde er Kompaniechef im Infanterieregiment 13 in Stuttgart/Ludwigsburg. Doch in den nächsten Jahren geriet seine Karriere ins Stocken. Acht Jahre befolgte er nolens volens eine alte Infanteristenweisheit: eingraben und liegenbleiben. Dann begann die Zeit, in welcher der Fachmann für bewegliche Kriegführung auch in Friedenszeiten außerhalb des Schlachtfelds seine Fähigkeit zur Mobilität beweisen mußte. Im Oktober 1929 wurde er Lehrer an der Infanterieschule in Dresden. Diese Ausbildungsstätte war von der Isar an die Elbe verlegt worden, weil in München die jungen Absolventen im November 1923 zu eindeutig aktive Sympathie für die Sache eines Mannes gezeigt hatten, der mit dem Marsch auf die Feldherrnhalle die Macht im Staat an sich reißen wollte.

Rommel beschäftigte sich nicht mit den politischen Ideen, die ein österreichischer Gefreiter propagierte. Er fühlte sich als Soldat und nicht als Politiker. Folglich machte er sich Gedanken über die Kriegszeit, fragte nach den Ursachen militärischer Niederlagen und kam zu dem Ergebnis, daß das Heer in seiner alten Organisationsform unter dem Primat des Adels den Erfordernissen eines modernen Krieges nicht gewachsen war. Bei der Ausbildung in militärischer Strategie und Taktik würzte er seinen Unterricht mit persönlichen Kriegserlebnissen und arbeitete an einem Buch, in dem er seine Vorstellung von zeitgemäßer Kriegführung niederlegte. Er hatte genügend Muße für seine schriftstellerischen Tätigkeiten, denn seine soldatische Laufbahn trat auf der Stelle.

Schon im Weltkrieg war Rommel immer wieder an die Grenzen gestoßen, welche die militärische Tradition zog. Er hatte es zwar bis zum Kompaniechef gebracht und bei Fronteinsätzen mit hervorragenden Leistungen gegläntzt. Sobald aber höhere Aufgaben zu bewältigen waren oder dienstältere Offiziere zur Verfügung standen, mußte er zurückstecken. Leistung allein genügte nicht in der kaiserlichen Armee, Herkunft und Dienstalter gingen vor.

Auch in der Weimarer Republik fühlte sich Rommel zurück-



Hitler hatte das Buch meines Vaters über den Ersten Weltkrieg gelesen.

Manfred Rommel

Damals im Ersten Weltkrieg, als ich ihn zum ersten Mal sah, war er schmal. Primanerhaft fast, von heiligem Eifer durchglüht, immer auf den Spuren und im Banne der Tat.

Theodor Werner, späterer Ordonnanzoffizier von Rommel

Er hat von seinen Soldaten nie etwas verlangt, was er nicht von sich selbst verlangt hätte.

Wilfried Armbruster, Dolmetscher Rommels

»Endlich ist es soweit...«
Oberleutnant Erwin Rommel 1918 (rechts), ausgezeichnet mit dem Orden »Pour le mérite«, Major Sprösser (links).

gesetzt. Trotz mehrerer Versuche wurde er nicht zur Generalstabsausbildung zugelassen. Die meist adligen Offiziere waren über erfolgreiche Emporkömmlinge und Konkurrenten wenig begeistert. Und die Familie Rommel konnte auf keine Vorfahren verweisen, die etwa an der Seite des Landesherrn große Schlachten geschlagen hätten.

Auf der anderen Seite erkannten Rommels Vorgesetzte seine Leistungen durchaus. Sie bescheinigten ihm einen »kristallklaren Charakter, selbstlos, schlicht und bescheiden, bei den Kameraden beliebt, von den Untergebenen hochverehrt« oder lobten ihn, wie der Kommandeur der Infanterieschule und spätere Generalfeldmarschall List, als »vorzüglichen Soldaten«. Doch in zwei Jahrzehnten als Berufssoldat hatte Rommel es nach vier Beförderungen nur vom Leutnant zum Major gebracht. Die ganz große Karriere, die er sich erträumt hatte, war ihm bislang verwehrt geblieben. Und sie wäre ihm vermutlich auch weiterhin nicht möglich gewesen, wenn es nicht zu dramatischen Veränderungen in Deutschland gekommen wäre.

Im Oktober 1933 übernahm Rommel seine neue Aufgabe als Kommandeur des III. Bataillons des Infanterieregiments Nr. 17 in Goslar. Es war ein Regiment mit großer Vergangenheit, das am Siebenjährigen Krieg teilgenommen und bei Waterloo gegen Napoleon gekämpft hatte. In seiner neuen Funktion machte Rommel erstmals Bekanntschaft mit dem Mann, der mittlerweile zum »Führer und Reichskanzler« aufgestiegen war. Im September 1934 besuchte Hitler den Reichsbauerntag in Goslar. Üblicherweise übernahm eine SS-Einheit den persönlichen Begleitschutz des »Führers« und stellte auch die »Ehrenwache«. Rommel protestierte, er beharrte darauf, daß seine Soldaten die Ehrenkompanie stellen sollten. Wenn man seinen Leuten nicht den Schutz des »Führers« zutraue, werde er sie abziehen lassen. Rommel setzte sich durch, zumindest optisch. Als Hitler die angetretenen Einheiten abschnitt, standen vor der SS-Formation die Soldaten Rommels. Noch marschierte ihr Kommandeur in zweiter Linie einige Meter hinter Hitler. Doch die Beziehungen wurden bald enger.

Der unpolitische Rommel trat nie in die NSDAP oder eine andere Gliederung der Partei ein. In den ersten Jahren der NS-Herrschaft, als Hitler seine Macht konsolidierte und auf die alten Eliten vor allem in der militärischen Hierarchie Rücksicht

nehmen mußte, sah Rommel überwiegend nur das Positive. Wie viele andere begrüßte er es, daß nun ein Regime militärische Tugenden wie Gehorsam, Disziplin und Ordnung zu schätzen schien. Wenn es endlich ein Ende mit der internationalen Ächtung Deutschlands haben sollte – welcher Patriot würde dieser gebetsmühlenhaft wiederholten Forderung Hitlers widersprechen? Wenn die Armee modernisiert und gestärkt werden würde – was hätte ein Berufssoldat wie Rommel dagegen einwenden sollen? Wenn der neue Reichskanzler am »Tag von Potsdam« vor der Garnisonskirche in Anwesenheit des Reichspräsidenten, des Siegers in der Schlacht von Tannenberg, der preußischen Tradition seine Reverenz erwies, wem hätte er da nicht aus der Seele gesprochen – selbst einem Schwaben wie Rommel? Spätestens mit Hitlers Entscheidung für die Wehrmacht und gegen Röhm's SA schien es eine absolute Interessensidentität zwischen dem neuen Reichskanzler und dem Militär zu geben, gemeinsame Ziele, die es nun gemeinsam zu erreichen galt.

Daß diese Inszenierung eine bewußte Irreführung war – wie viele haben dies damals gewußt oder geahnt? Auch Rommel gehörte zu denen, die sich täuschen ließen: Er glaubte den Verheißungen Hitlers und übersah, daß sie nur der Auftakt zu einem ganz anderen Spiel waren. Einem Spiel, in dem Rommel eine besondere Rolle zgedacht war.

Nur zwei Jahre nach seiner Beförderung zum Major wurde der ehrgeizige Offizier im September 1935 Oberstleutnant und Leiter der neuen Infanterieschule Potsdam. Das Reichskriegsministerium glaubte, in ihm den geeigneten Mann gefunden zu haben, der den Kontakt der Wehrmacht zur Reichsjugendführung verbessern konnte. Doch Rommels Mission endete wenig erfolgreich. Sein barscher Militärton, seine ständigen Härteappelle gingen dem »Schöngeist« Baldur von Schirach bald auf die Nerven. Mehr Erfolg hatte er als Schriftsteller. 1937 erschien, auf der Grundlage seiner Vorträge an der Dresdner Infanterieschule, sein Buch »*Infanterie greift an*«. Es entwickelte sich zu einem Bestseller, von dem in den nächsten Jahren fast eine halbe Million Exemplare verkauft wurden. Sein prominentester Leser war Adolf Hitler. Nikolaus von Below, mittlerweile Hitlers Luftwaffenadjutant, ein ehemaliger Schüler Rommels aus Dresdner Tagen, hatte den »Führer« auf das Buch aufmerk-

sam gemacht. Dessen Urteil: Es erinnere ihn an die »glücklichste« Zeit seines Lebens. Und es entsprach in vielen Schilderungen dem Weltkriegserleben Hitlers.

Zwei Jahre später wurde Rommel erneut befördert. Anfang Oktober 1938 gelang dem frischgebackenen Oberst die Annäherung an die unmittelbare Umgebung Hitlers – vorerst allerdings nur für kurze Zeit: Er wurde zum Kommandeur des »Führer«-Begleitbataillons ernannt. In dieser Funktion erlebte er die Begeisterung der Menschen im Sudetenland, die dem Usurpator wie einem Messias zujubelten und die Fahrt des »Führers« zu einem einzigen Triumphzug werden ließen. Auch Rommel erlag zunehmend der Erscheinung Hitlers. Er strahlte eine »magnetische, vielleicht hypnotische Kraft aus«, schrieb er voller Bewunderung an seine Frau. Und immer hymnischer schilderte er ihr den deutschen Diktator: »Von Gott oder der Vorsehung berufen, das deutsche Volk zur Sonne empor zu führen«, rühmte Rommel den Mann, der fortan auch sein Schicksal bestimmen sollte.

Die Wertschätzung beruhte auf Gegenseitigkeit. Als es darum ging, den Posten eines Kommandeurs der neuen Kriegsschule in Wiener Neustadt zu besetzen, erinnerte sich Hitler an den Autor des Buches *»Infanterie greift an«*. Zur weiteren Vorbereitung künftiger Kriegspläne war es für Hitler von großer Bedeutung, die modernen Ideen einer flexiblen und vor allem schnellen und beweglichen Kriegführung auch dem militärischen Nachwuchs einzuwähmen. Im November 1938 ernannte er Rommel zum Kommandeur der Kriegsschule in Wiener Neustadt. Mit gewohntem Elan und Ehrgeiz machte sich Rommel daran, Hitlers Auftrag umzusetzen und die modernste Kriegsschule Europas aufzubauen. Unterbrochen wurde seine Arbeit, wenn Hitler Sonderaufträge bereithielt. So mochte der »Führer« auf Rommel nicht verzichten, als er, in Erinnerung an die triumphale Fahrt durch das Sudetenland, nach der »Erledigung der Restschechei« auch als Eroberer in Prag einziehen wollte. Rommel sollte wieder für den begleitenden Schutz sorgen. Auf seinen Rat hin fuhr Hitler, ohne auf das große Begleitkommando zu warten, direkt zum tschechischen Regierungssitz auf der Prager Burg. Betrug in Goslar der räumliche Abstand zwischen Hitler und Rommel noch einige Meter, so zeigte die deutsche *Wochenschau* Rommel nun an Hitlers Seite auf dem Weg zum Hradschin.

Der entscheidende Karriereschub jedoch erfolgte beim Angriff auf Polen. Bei Kriegsausbruch wurde Rommel zum Kommandanten des »Führer«-Hauptquartiers ernannt und rückwirkend zum Generalmajor befördert. »Wie ich erfahren habe, verdanke ich meine neueste Beförderung nur dem Führer. Du kannst Dir meine Freude darüber denken. Seine Anerkennung zu finden für mein Tun und Handeln ist das Höchste, was ich mir wünschen kann«, schrieb er an seine Frau.

In seiner neuen Funktion stand er im unmittelbaren Blickfeld Hitlers, durfte bei Lagebesprechungen dabeisein und – Höhepunkt der Wertschätzung – sich manchmal auch zu Wort melden. Er bewunderte an Hitler, daß »er sofort die wesentlichen Punkte erfassen und aus ihnen eine Lösung ableiten kann«. Der unpolitische Rommel geriet immer mehr in den Bann des Diktators. Er glaubte tatsächlich, daß dieser bei allem, was er tat, stets das Beste für Deutschland im Sinn habe. Im August 1940 notierte Rommel in sein Tagebuch: »Ja, wenn wir den Führer nicht hätten. Ich weiß nicht, ob es einen anderen deutschen Mann geben würde, der die Kunst der militärischen und politischen Führung in gleichem Maße so genial beherrscht.«

Rommel war Hitlers treuer Krieger geworden – endgültig, so schien es. Auch in seiner persönlichen Korrespondenz unterschrieb er nun öfter mit »Heil Hitler«. In den Briefen des Vielschreibers Rommel an seine Frau kommt die wachsende Bewunderung für den zum Idol erhobenen Diktator zum Ausdruck: »Bin viel mit dem Führer zusammen. Dies Vertrauen ist für mich die größte Freude, mehr als mein Generalsrang. Der Führer wird die richtige Entscheidung bestimmt treffen. Der Führer weiß genau, was für uns das Richtige ist.« Hitlers Wertschätzung war Rommel alles andere als gleichgültig. Er schien nach weiteren Gunstbeweisen förmlich zu lechzen, jede freundliche Bemerkung schilderte er stolz in den Briefen an seine Frau. »Gestern durfte ich neben ihm sitzen.« Jede kleine Aufmerksamkeit des so verehrten »Führers« wurde registriert (»er ist außerordentlich freundlich zu mir«), jeder noch so unscheinbare Gunstbeweis mit Stolz notiert (»ich durfte gelegentlich auch ein Wort sprechen«).

Auf Dauer aber wollte sich der Vollblutsoldat nicht mit Protokollfragen beschäftigen. Er bat um ein Frontkommando. Das zuständige Heerespersonalamt hatte den Wunsch Rommels nach dem Kommando über eine Panzerdivision zunächst mit

der skeptischen Frage beantwortet, ob der Infanterieoffizier überhaupt die Einsatzmöglichkeiten einer Panzerwaffe kenne. Rommel konnte die Zweifel offenkundig nicht zerstreuen. Es war wohl Hitler persönlich, der sich mit Erfolg für Rommel einsetzte und ihm im Februar 1940 den Befehl über die im Rheinland stationierte 7. Panzerdivision verschaffte. Zum Abschied aus dem »Führer«-Hauptquartier erhielt der neue Panzergeneral ein Exemplar von »*Mein Kampf*« mit der persönlichen Widmung »Herrn General Rommel zur freundlichen Erinnerung«.

Für den aktiven Truppenführer Erwin Rommel begann der Krieg am 10. Mai 1940 in der Eifel. Erstmals kommandierte er eine Panzereinheit, die entsprechend den Vorstellungen Heinz Guderians organisiert war und jetzt beim Westfeldzug die Speerspitze der Vierten Armee bilden sollte. Der »Vater der Panzerwaffe« stimmte mit Rommels Ansichten über eine moderne Kriegführung überein: »Schnell« und »beweglich« waren die Schlüsselworte. Was Rommel in seinem Buch über den Infanteriekrieg beschrieben hatte, fand sich in ähnlicher Form bei Guderian in dessen Werk »*Achtung, Panzer!*«.

Das Kommando über die 7. Panzerdivision war ganz nach Rommels Geschmack. Er fand hier eine Truppe, mit der er seine Vorstellungen von Kriegführung umsetzen konnte: schnelle und überraschend geführte Vorstöße, mit hohem Maß an Eigenverantwortung und Entscheidungsspielraum für den Kommandeur. Die Zeit bis zum ersten Einsatz reichte gerade, um sich mit der Truppe bekanntzumachen.

Anders als für Kommandeure größerer Militärverbände üblich, führte Rommel seine Männer nicht am Kartentisch in der Etappe. Er stand selbst in den vordersten Linien, machte sich persönlich ein Bild von den Möglichkeiten und Notwendigkeiten der Schlacht – und war erfolgreich. »Straffe Gefechtsführung« habe die überraschend schnelle Überquerung der Maas möglich gemacht, schrieb er anschließend. Voraussetzung dafür sei gewesen, daß er sich selbst vor Ort über die militärische Lage habe informieren und seinen Regimentskommandeuren persönlich die entsprechenden Befehle geben können. Rommel als Speerspitze des Angriffs – das war das Bild, das den aufziehenden Stern am militärischen Führungshimmel beschrieb. Für seine militärischen Erfolge beim Vormarsch wurde Rommel in den ersten fünf Tagen zweimal ausgezeichnet. Sechs Tage nach



Wo Rommel ist, ist vorn.

Spruchwort

*»Sie sind zu schnell, viel zu schnell...«
Rommel unterwegs zum Scarpe-Abchnitt, Frankreich 1940.*

Wie Rommel mit seiner 7. Panzerdivision in die Bretagne durchstieß, das war doch für diese alten Herren, die den Stellungskrieg in Frankreich gewohnt waren, eine unglaubliche neue Art der Kriegsführung. Und jeder wußte, das hat Hitler durchgesetzt.

Winrich Behr, deutsches Afrikakorps

Sie können stolz darauf sein, was Sie erreicht haben.

Hitler an Rommel, 20. Dezember 1940

Vom Abschluß des Westfeldzugs an stiegen Rommel aber Bedenken über Staatsidee und Kriegsführung des nationalsozialistischen Regimes auf. Sie wurden durch viele bittere Erfahrungen bestätigt.

Hans Speidel, General a. D.

Angriffsbeginn hatten seine Panzer Belgien durchquert und standen auf französischem Gebiet.

Schnell wurde seine Truppe als »Gespensterdivision« bekannt. Den Grund für Rommels Erfolg benannte ein französischer General später im Gespräch mit dem jungen Heerführer: »Sie sind zu schnell, viel zu schnell für uns!« Wagemut und raffinierter Bluff, intuitive Erfassung der Situation und taktisches Gespür, ein neues Meldeverfahren, das später im ganzen Heer eingeführt werden sollte, der perfekte Einsatz einer modernen Panzerwaffe – das waren die Garantien seines Triumphs. Kritische Momente blieben bei dieser Art der Kriegführung und dem enormen Tempo des Vormarschs freilich nicht aus. So hielt Rommel nicht, wie ursprünglich geplant, um die eigenen Truppen nachführen zu können, sondern trieb, an der Spitze fahrend, den Vorstoß immer weiter voran. Die Sicherung der eigenen Flanke, die Deckung der vorwärtsprechenden Spitzen – diesen Grundregeln bisheriger militärischer Taktik setzte Rommel eine neue Offensivstrategie entgegen. Hätte der Gegner Zeit gefunden, die langgestreckten deutschen Linien zu attackieren, wäre auch Rommel nicht in der Lage gewesen, die eigenen Verbände immer so zu leiten, daß ein Gegenangriff umgehend hätte erkannt und abgewehrt werden können. Hätte der Gegner Zeit und Kraft für eine Offensive besessen – die Folgen für Rommels Truppe wären fatal gewesen, nicht zuletzt auch deshalb, weil die Verbindung zwischen dem Kommandeur und dem eigenen Divisionsstab keineswegs immer bestand.

In kaum einer Woche hatten Rommels Panzer die Maas überquert und waren fast 300 Kilometer auf feindliches Territorium vorgedrungen. Bei geringen eigenen Verlusten hatten die Deutschen mehrere tausend französische Gefangene gemacht. Auch die erste ernsthafte Bewährungsprobe, als starke britische Verbände die deutsche Flanke durchbohrten, meisterten Rommels Männer mit Bravour. Nachdem die Briten am 26. Mai gezwungen waren, ihre Expeditionsstreitkräfte zurückzuziehen, erhielt Rommel auf persönlichen Befehl Hitlers das Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes. Der General avancierte zu einem in der Heimat gefeierten Helden. Ein zum Teil nachgestellter Kinofilm, *Der Sieg im Westen*, machte Rommel in Deutschland zum Leinwandstar. Ein Mythos war geboren und wurde weiter gepflegt.

Diese Wertschätzung hatte freilich eine Kehrseite. Als »Günst-

ling Hitlers« genoß Rommel bei der militärischen Spitze kein besonders hohes Ansehen. Im Verlauf des erfolgreichen Vorstoßes in Frankreich hatte Rommel immer wieder eigenmächtig entschieden, wenn er es für nötig hielt, die Vorschriften gebrochen, und trotz aller Erfolge zum wiederholten Male das Mißfallen seiner Vorgesetzten erregt. Mochten seine Soldaten ihn auch noch so sehr verehren – es regte sich Widerstand gegen seine Vorgehensweise. Von den Offizieren seines Divisionsstabs war es ein Major Heidkämper, der die Einwände gegen den Führungsstil des erfolgreichen Kommandeurs schriftlich fixierte. So blieb Rommels Ansehen bei den höchsten Wehrmachtsgenerälen zwiespältig. General Hoth bescheinigte seinem Untergebenen zwar, daß er »neue Wege in der Führung von Panzerdivisionen beschritten« habe, jedoch hielt ihn Generalstabschef Halder für einen »verrückt gewordenen General«, der sich wiederholt über Befehle seiner Vorgesetzten hinweggesetzt hatte.

Doch nichts ist erfolgreicher als Erfolg. Und Hitler schätzte den Erfolg, den ihm Rommel verschafft hatte. Also schätzte er auch Rommel. Der Diktator wußte, daß Rommel einen erheblichen Teil zum Sieg über Frankreich beigetragen hatte. Und Rommel war sich darüber im klaren, wem er die Chance verdanke, sein militärisches Können zu beweisen.

Rommels Stern als Heerführer war aufgegangen. Hitler schrieb ihm, er könne stolz auf das sein, »was Sie erreicht haben«. Doch der größte Sieg stand noch bevor.

Im September 1940 hatte Mussolini den Angriff auf Ägypten befohlen. Er wollte hinter den Deutschen, die gerade zum vernichtenden Schlag gegen ihren »Erbfeind« Frankreich ansetzten, nicht zurückstehen. Doch die italienische Offensive geriet schon bald vor den Verteidigungsstellungen der Briten und ihrer Verbündeten ins Stocken. Bei deren Gegenangriff verloren die Italiener acht Divisionen. Mussolini hatte zu Beginn seines Afrika-Abenteuers geprahlt, »nicht mit Deutschland, nicht für Deutschland, sondern für Italien an der Seite Deutschlands« wolle er seinen Krieg im Süden führen. Schon wenige Wochen nach dem erfolglosen italienischen Angriff stand das Kolonialreich des faschistischen »Duce« vor der Auflösung. Nun mußte er kleinlaut den deutschen Bündnispartner um Beistand bitten, wenn er die endgültige Niederlage vermeiden wollte.

Hitler versprach Hilfe, nicht nur aus Solidarität, sondern

durchaus auch aus eigenem Interesse: Die Unterstützung der italienischen Verbände im Nordafrika sollte die drohende Kapitulation des Verbündeten und die damit verbundenen Auswirkungen verhindern; sie konnte ferner feindliche Truppen binden und vor allem die britischen Versorgungswege im Mittelmeerraum empfindlich stören. Es war eine Entscheidung von strategischer Bedeutung, die in einer geheimen Konferenz am 3. Februar 1941 unter dem Deckwort »Sonnenblume« zustande kam. So war auch nicht verwunderlich, daß Hitler keinen Verlegenheitskandidaten schickte, sondern den »verwegensten Panzerwaffengeneral, den wir in der deutschen Armee haben«: Erwin Rommel sollte Mussolinis Truppen aus der selbstverschuldeten Bredouille in Nordafrika befreien. Das Oberkommando des Heeres hatte dafür ursprünglich andere Generäle vorgesehen. Erst sollte Erich von Manstein, der geistige Vater des Schlachtplans, mit dem Frankreich besiegt wurde, die Operation leiten, dann wurde General Freiherr von Funck vorgeschlagen. Doch Hitler entschied sich für den Mann, dem in der Weimarer Republik die Generalstabsausbildung versagt geblieben war, den er nun zum Generalleutnant beförderte und persönlich in seine neue Aufgabe einwies.

Rommel sah sich in der Pflicht, Hitlers Entscheidung rasch zu rechtfertigen. Als er am 12. Februar erstmals seinen Fuß auf afrikanischen Boden setzte, verschaffte er sich mit einem Täuschungsmanöver sogleich Respekt: In Tripolis ließ er die wenigen Panzer, die er mitgebracht hatte, immer wieder um den Block fahren und gaukelte den beeindruckten Beobachtern so eine Stärke vor, die gar nicht bestand. »General Bluff« hatte Erfolg. Prompt meldete ein Agent nach London: Mehr als 1000 deutsche Panzer seien in Afrika gelandet. Es war ein erstes Beispiel für den Einfallsreichtum des unkonventionellen Heerführers, der auch in Zukunft manche Fata Morgana erfinden sollte. So verstand es der neue Herr der Hitze, in der Glut der Wüste fernen Beobachtern den Eindruck einer vorrückenden mächtigen Panzerarmee zu vermitteln – auch wenn es sich nur um selbstgezimmerter Holzgestelle handelte, die auf Volkswagen-Lafetten aufgebaut waren. Die »Rommel-Panzer« mochten aus der Nähe betrachtet bestenfalls kleine Kinder erschrecken – aus der Ferne konnten sie den Gegner beeindrucken.

Doch der Erfolg, den Rommel mit der ersten Offensive Ende März 1941 erzielte, läßt sich mit Taschenspielertricks allein nicht

erklären. Die militärische Situation der italienischen Verbände in Nordafrika war katastrophal. Von ihrer Kampfkraft hielten die Briten wenig: »Der Sand im Vergaser ist ein wesentlich ernsthafteres Problem als die Italiener«, lautete ein verbreitetes Vorurteil. Rund 150 000 italienische Soldaten waren in Gefangenschaft geraten, die Nachschublager des deutschen Verbündeten befanden sich in den Händen der Gegner, die Moral der Truppe schien gebrochen. Tobruk, El Agheila und die gesamte Cyrenaika waren von den Briten erobert worden, die nun Tripolitanien bedrohten.

Die Bestandsaufnahme, die Rommel zu Beginn anfertigte, gab wenig Anlaß zum Optimismus: Die italienischen Verbände, die Panzerdivision Ariete und die motorisierte Trento-Division, waren nur noch unvollständig ausgerüstet. Dennoch waren sie zahlenmäßig den deutschen Verbänden weit überlegen, denn das deutsche Afrikakorps befand sich erst im Aufbau: Der Kommandeur war zwar schon an der Front, doch vorläufig konnte er nur auf Teile der 4. Leichten Division unter General Streich bauen. Lediglich rund 120 Panzer umfaßte das Panzerregiment 5, das zu dieser Division gehörte. Für den Wüsteneinsatz waren die Deutschen noch unzureichend ausgerüstet. An Sandfiltern für die Vergaser – überlebensnotwendig im Wüstenkrieg – mangelte es ebenso sehr wie an breiten Reifen, die sich nicht sofort in den Sand eingruben. Die deutschen Soldaten waren für den Wüstenkrieg noch nicht vorbereitet. Weder waren sie an das Klima gewöhnt, noch entsprach ihre Ausrüstung den Notwendigkeiten des Wüsteneinsatzes. Viele machten sich zunächst falsche Vorstellungen von dem Krieg, der sie in der Wüste erwarten würde – der Befehlshaber eingeschlossen. Als Rommel von seiner Versetzung erfahren hatte, schrieb er seiner Frau, er habe nun endlich die Gelegenheit, im heißen Wüstenklima etwas gegen sein Rheuma zu tun. Mit der Kälte der Wüstennacht rechnete er nicht.

Am 19. Februar 1941 erhielt Rommels Armeekorps offiziell die Bezeichnung, unter der es Furore machen sollte: deutsches Afrikakorps. Doch bis die 15. Panzerdivision, die seine Truppe auf Kampfstärke bringen sollte, in Afrika gelandet war, würde es Mai werden. Der Nachschub der Achsenmächte über den See- und Luftweg sah sich ständiger Bedrohung durch die in Malta stationierten britischen Luft- und Seestreitkräfte ausgesetzt. Unklar war auch die Frage der Zuständigkeit. Auch wenn Rommel

im Verlauf des Afrikafeldzugs Karriere machte und vom Befehlshaber des deutschen Afrikakorps zum Kommandeur einer Panzergruppe, dann zum Oberbefehlshaber einer Panzerarmee und schließlich sogar zum Chef einer Heeresgruppe aufstieg – formell blieb er dem italienischen Oberkommando unterstellt. Nicht nur vom italienischen Comando Supremo mußten alle Operationen genehmigt werden, auch das deutsche OKH, das Rommel zur Vorsicht riet, wollte vor dem großen Angriff einen Plan sehen, wie Rommel die Cyrenaika zurückzuerobern gedachte. Und das OKW, und damit der Oberbefehlshaber Hitler persönlich, ließen zunächst ebenfalls wissen: »General Rommel wird aufgefordert, keine Risiken einzugehen, besonders aber seine Flanke nicht zu gefährden, indem er sich gegen Benghasi ausbreitet.«

Vom 24. März 1941 an ließ Rommel die Stärke des Gegners in kleineren, noch vorsichtigen Vorstößen testen, in deren Verlauf seine Truppen Ende März die Briten aus ihrem Vorposten El Agheila vertreiben konnten. Eine Woche später, am 31. März, begannen Rommels Truppen mit ihrer ersten großen Offensive. Das Ziel hieß: Rückeroberung der Cyrenaika. Der Überraschungseffekt, verbunden mit dem strategischen Geschick Rommels, ermöglichte erste Erfolge über die überlegenen britischen Kräfte, die sich – glücklicher Umstand – in einer Phase der Umorganisation befanden. Der neue Befehlshaber in der Cyrenaika, General Neame, war in der Wüste ebenso unerfahren wie sein deutscher Gegner. Das britische Oberkommando unter General Wavell saß weit entfernt vom Schlachtfeld am sicheren Nil. Anders als sein britischer Gegner hatte sich Rommel in den zurückliegenden Wochen ein sehr direktes Bild von der Lage und den Erfordernissen eines Angriffs gemacht. In einem Fieseler Storch hatte er persönlich die Geländebedingungen erkundet, dabei gesehen, daß der Ausbau der britischen Stellungen noch lange nicht abgeschlossen war, und sich nicht zuletzt die enormen Entfernungen eingepägt, die es beim Angriff zu überwinden galt. Trotz der Warnungen und sogar ausdrücklicher Verbote aus dem OKW, nicht über Agedabia vorzurücken, riskierte Rommel den weiteren Vormarsch, als er erkannte, daß die Situation günstig war. El Agheila, Agedabia, Benghasi, Derna, Mechili – so hießen die Stationen auf seinem ersten Vorstoß Richtung Ägypten. Innerhalb von zehn Tagen hatte Rommel die britischen Linien bis fast an die ägyptische Grenze zurückgedrängt. Was die Truppen des britischen Oberkommandierenden



»Er war nicht der belehrende Typ des Besserwissers...« Fallschirmjergeneral Ramcke erstattet Rommel Bericht, Oktober 1942.

Rommel war der General, der von vorne führte, seinen Truppen voranstürmte. Er war für uns junge Männer ein Idealbild des militärischen Führers.

Meinhard Glanz, General a. D., deutsches Afrikakorps

Man hielt ihn für einen fähigen, mutigen und vertrauenswürdigen Feldherrn, der seine Feldzüge mit Brillanz und Umsicht leitete und seine Schlachten nicht zum Selbstzweck führte, sondern um zu gewinnen. Er war der Feind der Briten, und die Hoffnung der Ägypter bestand ja darin, die Zeit der Besatzung zu beenden.

Mamdouh Anis Fathy, Militärhistoriker, Kairo

Wavell sich in zwei Monaten erkämpft hatten, eroberte der deutsche General mit seinem Afrikakorps in kaum zwei Wochen gegen eine drückende Übermacht zurück. In der *Wochenschau* strich ein deutscher Soldat auf den Wegweisern das englische »Wavell's Way« durch und ersetzte es durch »Rommels Weg« – sichtbares Zeichen, daß Nordafrika einen neuen Beherrscher hatte. Der Erfolg der Operation »Sonnenblume« war enorm – und er schuf eine Legende, die sich selbst nährte.

Rommel galt nach seinen Erfolgen als Truppenführer in Frankreich und nun in Afrika als General, der es verstand, seine Soldaten anzuspornen. Bereits während des Fronteinsatzes im Ersten Weltkrieg hatten sich seine Fähigkeiten in der Führung und Motivation der ihm anvertrauten Soldaten gezeigt. Seine Männer wußten schon bald, daß er ihnen nichts zumutete, was er nicht auch selbst zu leisten bereit war. »Er war nicht der belehrende Typ des Besserwissers oder gar Besserkönners«, beschreibt Afrikakämpfer Meinhard Glanz im Rückblick den neuen Stil: »Führen heißt, sich um seine Soldaten kümmern, an ihrem Schicksal Anteil nehmen. Das hat Rommel getan, er ist gemeinsam mit seinen Soldaten zum Erfolg gekommen.« Hier liegt die Wurzel für die Verklärung des Wüstenkriegs. Schweiß verbindet – diese Parole war in der Wüste Nordafrikas keine hohle Floskel: »Rommel war uns Vater, er war mehr und so viel, daß uns alte Afrikaner noch heute ein unsichtbarer Reif der Gemeinsamkeit zusammenhält. Sie wuchs frei aus dem gemeinsamen Erlebnis des Schlachtfelds Afrika.« Nicht ohne Pathos schildert so ein alter Afrikakämpfer den Mythos Rommel.

Gefährlichen Einsätzen auch für das eigene Leben ging der Oberbefehlshaber nicht aus dem Weg: »Wo Rommel ist, da ist die Front«, lautete ein verbreitetes Urteil. Und die Front war überall. Also erschien auch Rommel überall und trieb seine Truppen zur Eile an. Er war kein General, der in der sicheren Etappe am grünen Tisch Entscheidungen traf und von den Soldaten an der Front Unmögliches verlangte, weil er die Verhältnisse nicht aus eigener Erfahrung kannte. Der frühere Soldat Karl Zimmermann erinnert sich noch heute an diese Besonderheit des Generals Rommel: »Er war kein General, der in der hintersten Front stand und von dort seine Befehle gegeben hat. Er war vorn, direkt beim einfachen Soldaten.« Der spätere NATO-General Gerd Schmückle beschreibt, welch hohes Ansehen insbesondere die Kradmelder bei Rommel genossen, der

deren Leistungen einschätzen konnte. Rommel war ein volkstümlicher General, aber auch jemand, der seine Soldaten bis an den Rand der Leistungsfähigkeit trieb. Als er während eines Angriffs eine motorisierte Einheit haltmachen sah, flog er im Fieseler Storch über die rastenden Soldaten und warf einen Zettel ab: »Wenn Sie nicht gleich weiterfahren, komme ich mal runter! Rommel.« Die Anekdote machte ihre Runde bei der Truppe. Wer darüber lächelt, mag daran denken: Wenn Rommel hart war gegen seine Soldaten (wie auch gleichermaßen gegen sich), wenn er sie immer wieder unermüdlich antrieb, so ist das Verhalten des ehemaligen Jugendausbilders Rommel auch die praktische Umsetzung des Ideals, das Rommels oberster Befehlshaber von der deutschen Jugend zeichnete: hart wie Kruppstahl, zäh wie Leder, flink wie Windhunde.

Insbesondere der verklärende Rückblick läßt manches als geniale Strategie erscheinen, was nur durch das Zusammentreffen vieler einzelner Faktoren gelang, die nicht unbedingt eingeplant werden konnten. Rommel war weniger der geniale Strategie, der ausgefeilte Pläne entwickelte, als vielmehr der begnadete Taktiker, der die Gunst der Stunde erkannte und sie zu nutzen wußte. »Kein Plan überlebt die erste Feindberührung«, war sein Wahlspruch. Er setzte auf Improvisation, schnelles Erfassen der Situation und vor allem rasche Reaktion. Der erfolgreiche Heerführer hat nach Afrika gelegentlich zugegeben, daß er mitunter nur unklare Vorstellungen davon besessen hatte, wo sich seine Verbände gerade befanden. Wüstenkrieg bedeutete auch, daß die kämpfenden Truppen sich bisweilen regelrecht ineinander verkeilten, so daß nicht immer klar auszumachen war, wo die Front eigentlich verlief. Mehr als einmal wäre Rommel fast inmitten feindlicher Verbände gelandet, weil Sand und Wind die Sicht trübten und ihm die Orientierung nahmen. Generalstabschef Halder notierte verärgert über den ungeliebten Aufsteiger Rommel in sein Tagebuch, daß dieser »seiner Führungsaufgabe in keiner Weise gewachsen ist. Er rast den ganzen Tag bei den weitverstreuten Truppen herum, setzt Erkundungsvorstöße an, verzettelt seine Truppen. Kein Mensch hat einen Überblick über die Verteilung der Truppen und über ihre Gefechtskraft.«

In der »Operation Sonnenblume« hatte er jedoch das Glück, das der Tüchtige braucht. Vom Erfolg getrieben, hieß das nächste Angriffsziel Tobruk. Als die beiden Offensiven gegen die

strategisch wichtige Hafenstadt am 14. und 30. April 1941 scheiterten, zeigten sich erstmals große Probleme. Rommels Pech im Unglück war obendrein, daß der deutsche Generalstab am 27. April General Paulus zur Beobachtung nach Afrika geschickt hatte. Er schilderte Rommel später zwar als »energischen Truppenführer«, doch erlebte er auch, wie dieser gegen italienische Bedenken wegen allzulanger Nachschubwege seine Soldaten immer wieder neu vorantrieb. Ein »Hasardeur«, der seine Truppen ohne die notwendigen Vorbereitungen nach vorne peitschte – es war kein sehr schmeichelhaftes Urteil, das die deutsche Militärführung fällte. Verärgert notierte Generalstabschef Franz Halder am 6. Juli 1941 in sein Tagebuch: »Die persönlichen Verhältnisse sind durch die Eigenart des Generals Rommel und seinen krankhaften Ehrgeiz getrübt. Seine charakterlichen Fehler lassen ihn als eine besonders unfreundliche Erscheinung hervortreten, mit der aber niemand in Konflikt geraten will wegen... seiner Stützung an oberster Stelle.«

Denn einer hielt seinem erklärten »Lieblingsgeneral« die Treue: Hitler. Und Rommel rechtfertigte die in ihn gesetzte Hoffnung. Als nach der gescheiterten deutschen Frühjahrsoffensive auf Tobruk die Briten in der »Operation Battleaxe« zum Gegenangriff ansetzten, bestand Rommel mit seinen Truppen die Bewährungsprobe in der Panzerschlacht von Sollum. Mit rund 200 Panzern waren die Briten und ihre Verbündeten an der ägyptisch-libyschen Grenze angetreten, um den Deutschen ihre Eroberungen wieder abzunehmen. Der Angriff begann in den Morgenstunden des 15. Juni. Nach drei Tagen erbitterter Kämpfe mußten sich die Briten zurückziehen. Trotz großer materieller Überlegenheit, trotz Unterstützung durch die Royal Air Force, welche die Lufthoheit über dem Kampffeld innehatte, war es Rommels kleiner Armee gelungen, den Angriff zurückzuschlagen. Die Briten mußten die Hälfte ihrer Panzer verlorengaben, während die Verluste der Deutschen nur ein Zehntel betragen. Die psychologischen Folgen waren enorm. Die Erfolge versetzten Hitler in »allerbeste Stimmung«. Er gratulierte seinem erfolgreichen General, überhäufte ihn mit Gunstbeweisen und einer weiteren Beförderung. Rommels Gegner im deutschen Generalstab schäumten vor Wut. Der kommandierende General Erwin Rommel war nun zum »General der Panzertruppe« aufgestiegen und befehligte eine Streitmacht von zehn deutschen und italienischen Divisionen.



Nur wenn er über das übliche Maß hinausragt, nur wenn er aus besonderem Holz geschnitzt ist, gewinnt ein Befehlshaber der Gegenseite einen solchen Ruf.

General Sir Claude Auchinleck, Gegner Rommels in Afrika

Die Engländer zollen in ihren Zeitungen General Rommel das höchste Lob. Das ist ein Zeichen dafür, daß sie sich nicht wohl in ihrer Haut fühlen, denn in England lobt man den Gegner nur, wenn man unterliegt, weil man damit eine bessere Begründung für eine Niederlage hat.

Joseph Goebbels, Tagebuch, 20. Dezember 1941

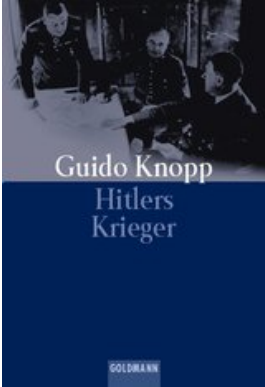
»Er ist nicht unbesiegtbar...«
Feldmarschall Montgomery in seinen Caravan Headquarters, an der Wand links hinter ihm ein Bild von Rommel.

Ich glaube, Montgomery versuchte so zu denken wie Rommel.

Charles Squire, Gegner Rommels in Afrika

Mein Vater hat die Engländer eher geschätzt als abgelehnt. Der Sinn dieses Krieges gegen das Vereinigte Königreich hat sich ihm nie ganz erschlossen.

Manfred Rommel



Guido Knopp
Hitlers Krieger

eBook
ISBN: 978-3-641-11998-0

C. Bertelsmann

Erscheinungstermin: Mai 2013

Die Fortsetzung zur Reihe um "Hitlers Helfer" vom erfolgreichsten deutschen Sachbuchautor des Jahres 1998. "Preußische Feldmarschälle meutern nicht!" Auf dieses verhängnisvolle Credo zogen sich führende Militärs wie Erich von Manstein im Konflikt zwischen soldatischem Gehorsam und Widerstand gegen einen verbrecherischen Kriegsherren zurück. Rommel, Keitel, Manstein, Paulus, Udet und Canaris - nicht einer von ihnen hat den Widerstand des 20. Juli aktiv unterstützt. Doch nur diese Männer an den Schlüsselpositionen von Hitlers Kriegsmaschinerie hätten noch die Macht gehabt, das Terrorregime von innen zu stürzen. Guido Knopp und sein Team zeichnen die Lebensläufe der sechs führenden Generäle nach, die - trotz aller Distanz zum Nationalsozialismus - willige Werkzeuge in Hitlers unbarmherzigem Krieg blieben.